



JOHANNES  
GROSCHUPF

BERLIN  
PREPPER

THRILLER

SUHRKAMP

suhrkamp taschenbuch 5093

Als Online-Redakteur bei einer großen Tageszeitung muss Walter Noack die Pöbeleien und Hasstiraden in den Kommentaren löschen. Tausende Male am Tag ist er mit den widerwärtigsten Beschimpfungen konfrontiert. Sein Nervenkostüm wird noch dünner, als er und später eine Kollegin von Unbekannten anscheinend grundlos zusammengeschlagen werden und er auch noch einen privaten Verlust erleiden muss. Die Polizei zeigt sich bei alldem machtlos. Das tägliche Gift, der Dauerhass sickert schließlich auch in Noacks Seele. Er schliddert allmählich in die trübe Szene von waffenhortenden Preppern, Reichs- und Wehrbürgern, abgestoßen und fasziniert zugleich. Als es in Berlin während der brutalen Sommerhitze zu Großbränden, Unruhen und offener Anarchie kommt, merkt er, dass er sich mit den falschen Leuten eingelassen hat. Jetzt geht es nur noch um Leben oder Tod.

»Ein ausgezeichnet geschriebener, spannender Roman über den Wahnsinn, der sich aus dem Internet in die Gesellschaft ergießt.«  
*Die Welt*

**Johannes Groschupf**, 1963 in Braunschweig geboren, war viele Jahre als freier Reisejournalist für *Die Zeit*, *FAZ*, *FR* u. a. unterwegs. 1994 Hubschrauberabsturz in der Sahara. 1998 entstand aus dieser Erfahrung das Radio-Feature *Der Absturz*, das im Jahr darauf den Robert Geisendörfer Preis erhielt. Danach literarische Arbeiten, v. a. im Jugendbuchbereich, und Artikel für *Tagesspiegel* und *Die Welt*. 2019 wurde er mit dem Deutschen Krimipreis und 2020 mit dem Politik-krimipreis der Heinrich Böll Stiftung Baden Württemberg ausgezeichnet.

Johannes Groschupf

**BERLIN  
PREPPER**

Thriller

Herausgegeben von

Thomas Wörtche

Suhrkamp

Erste Auflage 2020

suhrkamp taschenbuch 5093

© Suhrkamp Verlag Berlin 2019

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Umschlagfoto: Shannon Ramos/EyeEm/Getty Images, München

Umschlaggestaltung: zero-media.net, München

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-47093-0

# **BERLIN PREPPER**

*Das Leben ist hart,  
aber wenn man blöd ist,  
ist es noch härter.*

*George V. Higgins,  
Die Freunde von Eddie Coyle*

# TEIL 1



**1** Vor dem Job im Newsroom ging ich nachts laufen. Lebe in der Lage. Kurz vor Mitternacht schnürte ich meine Turnschuhe und verließ die Wohnung. Im Treppenhaus begegnete ich niemandem, die meisten Mieter gingen einer geregelten Arbeit nach und deshalb früh zu Bett. Auf der Straße fiel ich in einen leichten Trab, die Hauswände entlang, manchmal auf der Straße, und erreichte den Görlitzer Park.

»Hallo, Meister«, sagte eine der Gestalten am Eingang.

»Hallo«, sagte ich und lief weiter.

»Alles klar?«, fragte der nächste Mann.

»Alles klar«, sagte ich.

Die acht oder zehn Dealer, die immer hier standen, konnten mich längst und wussten, dass ich bei ihnen nicht kaufte, dennoch grüßten sie mit einem Nicken oder durch das Heben der Hand. Ich lief an ihnen vorbei Richtung Osten, die Brücke über den Landwehrkanal hinweg, horchte auf meinen ruhigen Herzschlag und beschleunigte allmählich, jetzt schon auf der Bahnüberführung nach Treptow. Auch hier standen junge kräftige Männer aus Gambia, Guinea-Bissau und Sierra Leone in Gruppen beisammen, ihre Gesichter waren in der natürlichen Tarnung der Dunkelheit kaum zu sehen. Sie waren unbesorgt, rauchten und lachten, der Park und seine Ausläufer waren seit Jahren ihr Revier, vor allem nachts.

Mich ließen sie passieren, weil ich seit Monaten fast jede Nacht vorbeikam. Sie hörten eine harte Reggae-Variante, die mir gefiel, weil sie mich einige Schritte lang an die Jahre erinnerte, als ich Karli kennenlernte und als wir Nick be-

kamen, dann lagen die Dealer schon hinter mir, auch die schleppenden Dancehall-Rhythmen und meine Erinnerungen verhallten. Ich lief durch Seitenstraßen zum Treptower Park, nahm die Kieswege zum Spreeufer. Mein Körper glitt bei gutem Tempo geschmeidig durch die Nacht, meine Füße erkannten den Boden, blieben im federnden Schritt, auch wenn sie Baumwurzeln oder Wellen im asphaltierten Weg berührten. Berlin lag jetzt, da ich die Insel der Jugend passierte, in meinem Rücken, ich tauchte in den Plänterwald ein. Entweder nahm ich den Uferweg am verfallenen Spreepark entlang oder die schnurgerade Schneise mitten durch den Wald. Auf diesem langen Weg brachte ich meinen Körper auf hohe Belastung, indem ich Sprints einlegte oder eine Weile rückwärtslief, um mein Balancegefühl zu schulen und die Angst vor dem Fallen zu verlieren.

Jetzt war ich wirklich wach, meine Sinne scharfgestellt. Jede Regung im Wald spürte ich, jedes Knacken von Zweigen, jedes Aufflattern einer Eule oder Ringeltaube. Im letzten Waldstück vor der Dienststelle der Wasserschutzpolizei Ost hatte ich meine Schwimmsachen in einer unauffälligen Mulde zwischen vier Birken gebunkert, ich zog mich rasch um und ließ mich lautlos in die Spree gleiten. Die Kälte des Wassers spürte ich nicht, mein Körper war durch den Neoprenanzug geschützt und durch den Lauf zuvor genügend erhitzt. Die ersten Minuten genoss ich, das Leben ist einfach, wenn man mit dem Strom schwimmt. In ruhigen Zügen schwamm ich stadteinwärts, am Fähranleger Wilhelmstrand und dem Funkhaus Nalepastraße vorbei, an der kleinen Insel Bullenbruch, gegenüber lagen Zementwerk und Heizkraftwerk, die nachts menschenleer schienen. Das Wasser trug mich, über mir hatte ich den Himmel, der in manchen Nächten

wolkenlos war, in anderen bedeckt oder verhangen, gelegentlich schwamm ich auch im Mondlicht. Ich ruhte von der Anstrengung des Laufes aus und wappnete mich vor der bevorstehenden Strapaze. Vor dem Eiland Kratzbruch bog ich zur Insel der Jugend ein, folgte der Strömung der Spree, ließ mich auf dem Rücken treiben, als ich unter der Elsenbrücke hindurchschwamm. Um diese Uhrzeit kamen keine Ausflugsdampfer mehr, nur sehr selten Partyflöße, auf denen betrunkene Leute krakeelten, ich sah dann schon die beiden Türme der Oberbaumbrücke vor mir. Egal zu welcher Jahreszeit strömte das Partyvolk von der Warschauer Brücke nach Kreuzberg hinein oder hinüber zum ›Berghain‹ hinter dem Ostbahnhof, in vielen Nächten hörte ich auf der Brücke Straßenmusiker spielen, Flaschen zersplittern, elektronische Bässe knallten unablässig aus den Fenstern des ›Watergate‹. Eine U-Bahn zog über die Brücke hinweg. Niemand bemerkte mich, wenn ich für einen kurzen Moment die geballte Faust aus dem Wasser hob.

Dann drehte ich um, und der eigentliche Kampf begann. Die Strömung der Spree war ruhig, aber kraftvoll, ich musste beständig dagegenhalten. Es hatte mich Jahre gekostet, bis ich die gesamte Strecke bis zur Wasserschutzpolizei Ost in einem Zug bewältigen konnte, anfangs musste ich mich oft ans Ufer oder auf das rostige Wrack hinter der Arena retten, schluckte unterwegs viel Spreewasser, die Muskeln meiner Arme und Beine waren hoffnungslos übersäuert und ich verfluchte mich selbst, weil ich mir dieses Training auferlegt hatte. Wozu? Wenn ich am Badeschiff vorbeikraulte, Zug um Zug, Meter um Meter, sah ich die Hipster dort sitzen, die Jünglinge mit ihren Vollbärten und dem Bauchansatz der Nerds, neben ihnen langhaarige Mädchen, die sich in

Selfie-Posen fotografierten, und ich gewann wieder Kraft und Mut. So wollte ich nicht enden, da war ich mir sicher. Wenn die Stunde kam, war ich gerüstet und fähig zu reagieren. Diese Leute aber gingen unter. Sie schwammen in ihrem künstlichen Becken mit gereinigtem, temperiertem Wasser und hatten keine Ahnung, dass wenige Meter neben ihnen ein Mann durch das kalte, dreckige Wasser der Spree kralte.

Der Weg zurück wurde mir sauer. Ich konzentrierte mich stets auf die nächsten zehn Schläge, danach die nächsten zehn, nur nicht ausruhen, sonst trieb die Strömung mich wieder flussabwärts. Weiter, weiter. Ich arbeitete mich zur Eisenbrücke vor, schwamm an der Gastwirtschaft Zenner vorbei und an der Insel der Jugend, dann kam rechter Hand der verlassene Spreepark, über den Wipfeln sah ich in manchen Nächten die Gondeln des Riesenrads hängen. Ich zählte meine Schwimmzüge, in meinem Kopf peitschte mich die Stimme meines Vaters weiter, sodass ich aus reiner Erbitterung weitermachte, über jede Erschöpfung hinaus. Mittlerweile schaffte ich die Strecke in jeder Nacht.

Meine Turnschuhe warteten. Ich kleidete mich um, packte die Tüte mit dem Neoprenanzug wieder in die Mulde zwischen den Birken und lief den Weg an der Spree entlang zurück. Manchmal kam ich an älteren Männern vorbei, die mitten in der Nacht am Ufer saßen und angelten, oder an den Obdachlosen, die sich unter der Eisenbrücke ein Zeltlager eingerichtet hatten. Im Schlesischen Busch und im Görlitzer Park hatten die afrikanischen Dealer gut zu tun, vor allem in den Nächten am Wochenende, überall unter den Büschen und Sträuchern hatten sie ihre Ware gebunkert, so wie ich in Parks und brachliegenden Grundstücken in der ganzen

Stadt meine kleinen Vorratslager für den Notfall eingerichtet hatte. Aber ich verkaufte nichts, und niemand wusste davon.

Wenn die Stunde kam, war ich vorbereitet. Ein Prepper. Man lachte über Leute wie mich, aber ich wusste: Wer zuletzt lacht, lacht am besten. Nicht einmal ein Prozent der Bevölkerung ist adäquat auf einen Katastrophenfall eingerichtet. In Berlin vermutlich noch weniger. Man vertraut darauf, dass schon nichts passiert. Verlässt sich auf Vater Staat. Auf die Berliner Verwaltung. Aber in der Stunde der Not ist dann niemand mehr da, und dann ist das Geheule groß. Ich vertraute niemandem mehr. Ich hielt mich in Form, um im Notfall gerüstet zu sein. Ich wartete nicht auf die Krise, aber ich wusste, dass sie unausweichlich kommen würde. Meinetwegen. Ich war in guter körperlicher Verfassung, hatte Vorräte für mehrere Monate in der Stadt und außerdem das nötige Werkzeug, um mich noch einige weitere Wochen lang in der Wildnis durchschlagen zu können.

Als das Angebot für den Job im Newsroom kam, war ich vierundvierzig Jahre alt und hielt mich seit dem Scheitern meiner Ehe mit verschiedenen Jobs über Wasser. Davor hatte ich Jugendliche in Karate trainiert, einige Jahre lang einen kleinen Second-Hand-Laden für Heftromane in der Sonnenallee gehabt, auch eine Weile in einem Anzeigenblatt gearbeitet. Ich ging nur deshalb zum Vorstellungsgespräch in den Newsroom des Zeitungskonzerns, weil ein Trainingspartner beim Tischtennis davon erzählt hatte. Guido mit der schnellen Rückhand. So ein Angebot käme nie wieder, sagte er in der Umkleidekabine. »Die suchen einen Content Moderator. Das ist leicht verdientes Geld. Die brauchen verlässliche Leute, die Studenten kommen zu spät oder gar nicht, die

jungen Leute lesen nicht gern. Die suchen einen Silver Surfer wie dich. Geh mal hin.«

Ich wusste nicht, was ein Content Moderator macht, aber ich brauchte regelmäßige Einkünfte, um einen alten Jeep zu kaufen, nach und nach umzubauen und für Fahrten in die Wildnis tauglich zu machen. Wenn es hart auf hart kam, wollte ich nicht in der Stadt bleiben müssen, sondern weitere Optionen haben. Vor kurzem hatte ich einen NVA-Kübelwagen Sachsenring P3 in Suhl geortet, der für zwölftausend Euro angeboten wurde: lange nicht bewegt, doch nicht allzu heruntergekommen, es wäre ein Anfang.

Also ging ich zum Vorstellungsgespräch. »Der Job ist kein Zuckerschlecken«, sagte der Ressortleiter, der sich als Harry vorstellte. Er duzte mich sofort. »Hier sagt niemand Danke. Keiner wird dich grüßen.«

»Darauf kann ich verzichten«, sagte ich. »Ich will den Job nicht, um Freunde zu gewinnen.«

»Im Newsroom gibt's keine Freunde«, sagte Harry. »Als Content Moderator hast du nur eine Aufgabe: acht Stunden täglich Hasskommentare lesen und löschen. Volkes Stimme, Schaum vor dem Mund, rund um die Uhr. Beleidigungen, Lügen, Unterstellungen, Tiraden, Gewaltphantasien, Morddrohungen. All das muss weg.«

»Ich mach's dir weg«, sagte ich. »Ich bin der Klomann, wenn ich das recht verstehe. Kein Problem für mich.«

Harry meinte es ernst. »Wenn dieser Hass ungefiltert auf die Seite kommt, kriegen wir Ärger. Machst du mehr als drei Fehler im Monat, bist du raus. Du stehst mit beiden Beinen in der Kloake, und entsprechend riechst du für die anderen. Überlege es dir. Du kannst sofort anfangen. Dreizehn Euro die Stunde.«

Sein Lächeln war einladend, das machte mich misstrauisch. Aber der Job interessierte mich.

»Seit wann schreiben die Leute diese Kommentare?«

»Seit wann, gute Frage. Wir machen das seit neun Jahren, damals gab es noch keine Flüchtlingskrise, damals haben sie den Euro gehasst. Aber glaub mir, die Welt ging für die Leser auch damals schon unter.«

Harry seufzte. Er sah erschöpft aus, seine Wangen wirkten ausgezehrt, unter den Augen hatte er tiefe Schatten. Vielleicht kiffte er auch einfach zu viel. »Die Zeiten haben sich geändert, der Tonfall ist ruppiger geworden«, sagte er.

»Ist mir klar«, sagte ich.

»Das hoffe ich«, sagte Harry. »In deinem Interesse. Auch in unserem. Wir brauchen robuste Mitarbeiter. Belastbare Leute. Glaub mir, ich habe die Studenten so satt, die nach zwei Wochen wieder aufgeben, weil sie den Hass nicht ertragen.«

»Ich gebe nicht auf«, sagte ich. »Ich schwimme jede Nacht von der Oberbaumbrücke zur Wasserschutzpolizei Ost.«

Er schaute mich schweigend an. Sein Gesichtsausdruck veränderte sich nicht.

»Ich hasse die Strecke«, sagte ich. »Aber ich halte sie durch. Jede Nacht. Du musst mir nichts über Hass erzählen.«

Ich sagte nichts mehr vom Schwimmen. Auch nichts von meinem Kübelwagen, den ich umbauen und aufrüsten wollte. Nichts von meinen Vorsorgelagern, den Notfallplänen. Die meisten Leute konnten damit nichts anfangen, sie schauten einen nur schräg an.

Harry fragte nicht weiter, er lachte. »Du kannst den Job haben.«

Wir gaben uns die Hand.

»Willkommen im Reich des digitalen Volkszorns«, sagte Harry.

**2** Ein dünner kalter Januarregen fiel über den noch dunklen Vorplatz, als ich zur Arbeit kam. Seit zwei Jahren fuhr ich jeden Morgen zum Verlagshaus, Monat um Monat, Woche für Woche. Die nächtlichen Läufe und das Schwimmtraining hatte ich aufgeben müssen und mich stattdessen an die neue Routine gewöhnt. Lebe in der Lage. Ich grüßte die Männer vom Wachschatz, hielt meinen Hausausweis an den elektronischen Scanner und betrat das wuchtige Gebäude. So früh am Morgen war es noch so gut wie leer. Ich ging an der Büste des Firmengründers vorbei durch den langen Flur und hielt meinen Ausweis an die nächste Kontrollbox. Der Newsroom war eigens gesichert. Nur wer hier arbeitete, hatte Zutritt.

Der Newsroom war die Kathedrale des Konzerns. Die Eingangstüren waren drei Meter hoch und aus schwerem Holz. Sie fielen mit einem satten Knall hinter mir ins Schloss. Dann öffnete sich der hohe Raum, in ein künstliches Halbdunkel getaucht, das sich im Laufe des Tages kaum aufhellte. Über den Arbeitstischen der verschiedenen Ressorts, die wie Sonnenstrahlen vom Mittelpunkt nach außen liefen, hingen Bildschirme, auf denen mehrere Nachrichtensender in raschen Schnittfolgen von Autobahnunfällen, Unwettern, Erdbeben und Polizeieinsätzen aus aller Welt berichteten. Erdbebenopfer saßen weinend auf den Trümmern ihrer Häuser. Väter trugen ihre leblosen Kinder auf dem Arm. In Australien wüteten Waldbrände, die Leute sahen ihre Häuser in Flammen aufgehen, versuchten viel zu spät zu

flüchten, standen dann mit Tausenden anderen Autofahrern im Stau. Die Bilder der Katastrophen glichen sich. Die Supermärkte waren leergekauft oder vernagelt, wenn der Hurrikan kam und die nächste Überschwemmung brachte. Schulbusse standen ausgebrannt am Straßenrand. Ein Erdrutsch riss Häuser in die Tiefe, die Menschen wussten nicht, wie ihnen geschah. Ich sah ihre panischen Gesichter, die ausgestreckten Arme, die um Hilfe bettelten, immer mit einem Kopfschütteln. Sie alle hatten sich viel zu lang in Sicherheit gewiegt. Der Ernstfall konnte ständig eintreten. Ich hatte meine Reserven, ich wusste, was zu tun war, wenn das Wetter umschlug. Das Fernsehen aber konnte von Opferbildern nicht genug bekommen. Bis auf die Katastrophenmeldungen auf den Monitoren war alles noch reglos. Der Newsroom schien mit ruhigen Atemzügen zu schlafen, die Nachrichtenbilder waren seine Albträume.

Auch der Nachtredakteur im Auge, wie wir den Mittelpunkt der Redaktion nannten, bewegte sich kaum. Ich ging die Tische entlang zu meinem Arbeitsbereich, fuhr den Computer hoch, holte meinen Apfel aus dem Rucksack und legte ihn auf den Tisch. Ohne den Apfel konnte ich meinen Dienst nicht anfangen. Aus der Teeküche in einem verdeckten Seitengang holte ich mir ein Obstmesser und ging auf dem Rückweg am Auge vorbei. Der Redakteur war jung, noch nicht lang dabei. Die Nachtdienste waren nicht beliebt.

»Wie sieht's aus?«, fragte ich.

»Alles ruhig«, sagte er und hielt sich beim Gähnen eine Hand vor den Mund. »Ein mittleres Erdbeben in Japan. Bergrutsch in Italien, keine Toten. Aber es gab zwanzig oder vierzig Tote im Mittelmeer, weiß nicht mehr genau. Flüchtlinge, wie immer.«

»Stimmt«, sagte ich. »Letzte Woche waren es fünfzig Tote. Die Kommentarschreiber haben sich gefreut: fünfzig hungrige Mäuler weniger, die wir stopfen müssen.«

»Um deinen Job beneide ich dich nicht«, sagte er. »Dieser Hass ist doch ekelhaft.«

»Das perlt an einem ab«, sagte ich. »Schönes neues Jahr, übrigens.«

»Auch so.« Sein Lächeln wirkte dünn. Um seinen Job beneidete ich ihn auch nicht. Er hatte die Nacht damit verbracht, vorgefertigte Texte auf die Homepage zu setzen. Dazwischen langweilte er sich und sah auch so aus. Sein Name fiel mir nicht ein. Dabei war er einer der wenigen Redakteure im Newsroom, die mich begrüßten und mit mir redeten.

Content Moderatoren galten hier etwa so viel wie die Putzkolonne der pakistanischen Frauen, die manchmal, wenn sie sich verspätet hatten, noch um viertel vor sieben ihren dröhnenden Firmenstaubsauger durch die Gänge schoben. Es waren vier ausgezehnte Frauen, die mich immer mit einem breiten Lächeln begrüßten. Ich mochte sie, auch wenn mir der Lärm des Staubsaugers auf die Nerven ging. Sie hatten einen aufrechten Gang, vermutlich stammten sie aus einer Region des Karakorum-Gebirges und waren an harte Arbeit gewöhnt. Sie waren nicht unterzukriegen, davor hatte ich Respekt.

Zu Beginn der Schicht hatte ich noch meine Ruhe. Ich schälte den Apfel, viertelte ihn, entfernte das Gehäuse, steckte mir einen Schnitz in den Mund und begann, die Kommentare der Leser zu durchforsten. Nacht für Nacht kamen mehrere Tausend Postings zu den Artikeln unserer Homepage. Was auch aktuell vorgefallen war, die Beiträge der Leser dazu hatten stets den gleichen aufgebracht Tonfall. *Es hilft*

*nur noch eins: scharfe Waffe kaufen und diese immer geladen dabei haben. Im Bedarfsfall rücksichtslos davon Gebrauch machen. – Ich bitte das Militär, doch seinen einzigen funktionierenden Panzer aufzutanken und damit nach Berlin zu fahren, um diesem Chaos ein Ende zu bereiten. Dieser Staat ist handlungsunfähig. – Merkel wird als Untergangskanzlerin Deutschlands in die Geschichte eingehen.*

Ich fragte mich oft, wer diese Kommentarschreiber waren, wie sie wohl aussahen, woher sie die Zeit nahmen, täglich stundenlang Beiträge zu schreiben und zu posten. Einer nannte sich »Rambo« und schrieb täglich sechzig, achtzig Postings zu den unterschiedlichsten Themen, die Kommentatorenforen waren das Unterholz, in dem er seinen langwierigen, unerbittlichen Kampf gegen das verlogene System führte, der Klapprechner seine Waffe. Er feuerte Posting auf Posting in unsere Leserforen. *Die Stunde der Abrechnung wird kommen. – Das Gesocks muss krepieren. – Die Volksverräter werden dort enden, wo Volksverräter immer enden.* Die meisten seiner Beiträge fing ich ab und verschob sie ins Archiv der gesperrten Kommentare. Kaum einer der User agierte unter seinem Klarnamen, die meisten benutzten Decknamen. »Karl Martell« arbeitete sich am Islam ab, er schrieb sich Nacht für Nacht die Finger wund, um darzulegen, welchen verheerenden Einfluss der Islam in der Menschheitsgeschichte hatte, er häufte Beweis auf Beweis, Textbaustein auf Textbaustein. *Hat es jemals einen muslimischen Nobelpreisträger gegeben? – Die Araber haben nicht einmal die Null erfunden! – Der Islam ist keine Religion, sondern Kinderschändung.* Weil seine Postings niemals einen Bezug zu den aktuellen Artikeln hatten, löschte ich sie mit einem Achselzucken. Daraufhin schickte er empörte Nachfra-